

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Bauer, Wolfgang
Bruchzone

Krisenreportagen

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp
978-3-518-07392-6

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Wolfgang Bauer

Bruchzone

Krisenreportagen

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
edition suhrkamp
Sonderdruck
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-07392-6

Inhalt

Vorwort	7
Das Versprechen <i>Afghanistan, 2011/12</i>	15
Die ersten Tage des Krieges <i>Syrien, 2011</i>	41
Eine Straße in Aleppo <i>Syrien, 2012</i>	61
»Sollen sie doch schießen« <i>Libyen, 2011</i>	83
Das Gift des Krieges <i>Sudan und Deutschland, 2016</i>	103
Der Versuch, die Hoffnung zu buchstabieren <i>Südsudan und Deutschland, 2017</i>	133
Der Maniak <i>Zentralrussland, 2014</i>	159
Ihre letzte Flagge <i>Krim, 2014</i>	181
Die Geisterschiffe <i>Japan, Nord- und Südkorea, 2016</i>	203
Der Präsident der Piraten <i>Somalia und Belgien, 2011/2013</i>	225

Warum Kapitän Ibrahim nie wieder aufs Meer fahren will <i>Somalia, Kenia und Pakistan, 2011</i>	255
Nachts sind die Drohnen besonders laut <i>Pakistan, 2013</i>	279
Dadaab <i>Kenia und Somalia, 2011</i>	303
Bombenjob <i>Irak, 2012</i>	317
Das Sterben der Mütter <i>Sierra Leone, 2010</i>	337
Dank an meine Übersetzer	349

Vorwort

An der Front bin ich eine Witzfigur. Ich stolpere in Raqqa über die Trümmer auf der Straße. Ich knicke um, stoße gegen Mauern, komme in der Hitze schnell außer Atem. Wie ein fatter Pinguin versuche ich mich auf die Ladefläche des Kleinlasters zu wuchten, mit dem wir eine vierspurige Straße überqueren wollen. Mit Vollgas wollen wir über sie fahren, da sie im Schussfeld der Scharfschützen des Islamischen Staates (IS) liegt. Wir müssen uns beeilen, doch ich komme nicht auf den Laster, habe nicht genug Kraft, mich hinaufziehen. Meine Hände krallen sich fest, meine Füße zappeln. Die schwere Schutzweste zieht mich immer wieder hinunter. Die Kämpfer der kurdischen Volksverteidigungseinheiten stehen im Halbkreis um mich herum und lachen. Sie filmen mich mit ihren Handykameras und werden die Aufnahmen hinterher einander zeigen. Mit brüllendem Lachen. Der Pinguin an der Front. Der deutsche Reporter im Krieg.

Dieses Buch handelt nicht vom Mythos des Kriegsreporters, es doziert auch nicht politologisch über die wahren Gründe der Krisen im Nahen Osten oder im Pazifikraum, es will mehr.

Raqqa, Nordsyrien, die Stadt, die der Islamische Staat zu seiner Hauptstadt gemacht hat, September 2017. Seit drei Monaten bombardieren die Amerikaner den Ort, kurdisch-arabische Milizen dringen auf dem Boden vor. Der IS wehrt sich mit Autobomben und Scharfschützen. Die meisten Häuser sind zu Skeletten aus Beton und Metall zerschossen. Die ganze Stadt ein Gerippe. Darin Fliegen, Fliegen in allen Größen, je näher die Front, desto größer die Zahl der Fliegen, überall Müll, an manchen Stellen liegt er meterhoch. Dieser süßliche Geruch, Verwesungsgeruch, trockenes Blut auf Häuserwänden, Kleidungsfetzen mit bleichen Knochen darin, aufgeschüttete Wälle mit Blindgängern gespickt, Löcher,

die in die Fußböden der Häuser gebrochen wurden, die Ausgänge von Tunneln, aus denen nachts der Feind kommt, weit hinter der Front, um seinen Gegner zu überraschen und zu töten, das Glas, das unter den Füßen knirscht, die Plastikflaschen, die den Boden bedecken, die hier absichtlich verstreut wurden, damit jeder Schritt nachts ein lautes Knacken erzeugt.

Ein Ort jenseits jeder Vorstellung. Die Gewalt des Krieges formt sich die Welt nach ihrem Ebenbild. Ich gehe durch Raqqa, der Schweiß rinnt in Schüben über mich. Mein Körper löst sich auf. Ich bin Wasser, Wasser und noch einmal Wasser. Und Wasser erinnert sich an nichts. Ich gehe durch die Straßen von Raqqa, die zu Gesteinshalden geworden sind, ein Gefühl, als liefe ich über die Oberfläche eines fremden Planeten. Aber es ist kein fremder Planet, es ist unserer.

Ich schreibe diese Zeilen, jetzt, einige Monate später in Rudolstadt, einer Kleinstadt in Thüringen, wohin ich mich für dieses Buch zurückgezogen habe, und ich merke, dass ich mich bereits seit zwei Tagen an diesem Vorwort abarbeite. Dabei hatte ich mir vorgenommen, es in zwei Stunden zu schaffen. Und jetzt zwei Tage. In einem leeren Hotelzimmer, umgeben nur von Notizen, Büchern, den Magazinen, ringe ich mit den Worten, die doch immer nur die falschen sind, zu vage, zu unehrlich, zu schwach.

Wie finde ich die Sprache, um das Grauen begreiflich zu machen, wenn mir schon die Sprache fehlt, selbst das Grauen zu verstehen. Wie fasse ich diese Angst in Sprache? Die Angst, die Millionen von Menschen prägt, ganze Generationen. Wie beschreibe ich den enormen Hass, den diese Angst gebärt? Wie die kleine schreckliche schwarze Verhärtung irgendwo in der Brust, die der Mensch im Extremen seiner Existenz fühlt, die immer größer wird, zur Panik wird oder zur entsetzlich vernichtenden Wut? Der Nährstoff ganzer Kriege.

Nie in den letzten Jahrzehnten war es so wichtig, von den Kriegen zu erzählen. In den Tagen von AfD und FPÖ und Trump und dem Front National droht uns die Sensibilität dafür abhandenzukommen, was um uns herum in der Welt passiert. Viel zu früh geben wir uns wieder mit Gerüchten zufrieden, mit nicht überprüfbaren Agenturmeldungen, obskuren Internetquellen. Wir leben wieder in einer Zeit, in der uns nur die eigene Angst interessiert und wir uns von dieser Angst lähmen lassen. Wir nehmen die Welt so wahr, wie wir sie wahrnehmen wollen. Wir richten uns in festen Gedankengebäuden ein. Ich will diese niederreißen. Die Reportagen in diesem Buch sollen wenigstens kleine Risse in sie treiben. Das System der zu raschen Urteile sabotieren.

Dieses Buch versteht sich als eine Art Frühwarnsystem. Die hier versammelten Reportagen, die zwischen 2010 und 2017 entstanden sind, erkunden die Zone, in der unsere Welt zerbricht oder gar schon zerbrochen ist. Sie versuchen die Brüche auszuleuchten, wie Klüfte im Gestein, ihre Tiefe festzustellen, ihre Ausmaße, ihre Verzweigungen. Diese Bruchzone ist der Ort der Umwälzung und Veränderung, dort beginnt, dort platzt auf, was uns kurz darauf auch in Europa und Amerika erfasst.

Die Reisen, die ich für diese Reportagen unternehme, führen mich meistens an die Ränder unserer heutigen Machtzentren. Meine Ziele sind die Sümpfe des Südsudans, die Täler Afghanistans oder die Plattenbauwüste des russischen Ischewsk. Die Kartografen des Mittelalters haben früher diese Gegenden mit dem Schriftzug *hic sunt dracones* übermalt. »Hier sind Drachen«. Darüber schmunzeln wir heute. Aber sind wir ehrlich: Viel mehr als damals wissen wir auch heute nicht über die Ränder unserer Welt. Die Erkundung der Peripherie unseres Weltbildes überlassen wir größtenteils unseren Geheimdiensten. Ihre Fremdheit überwältigt uns noch immer, sie erschüttert uns in unseren Grundfesten.

Die Angst vor »Monstern und Wundern« kann auch im 21. Jahrhundert Regierungen stürzen und Demokratien ins Wanken bringen. Immer noch wissen wir wenig von den Ländern, in denen die Drachen wohnen.

Dieses Buch erzählt von den gesellschaftlichen Umbrüchen in Afghanistan und wie brisant dort die Liebe sein kann, von der Hoffnung junger syrischer Demonstranten, die sich zu Beginn der Aufstände 2011 jeden Abend zusammenschießen lassen, ich habe in meinem Leben nie eine solche Zivilcourage erlebt. Es erzählt von der Magie der Nubaberge und dem Verdacht, dass dort seit Kurzem Giftgas eingesetzt wird, wie seit dem Syrien-Krieg in vielen Regionalkonflikten. Die Tragödie des Mohamed Aden, Präsident eines zentralsomalischen Bundesstaates, der das Gute wollte, aber das Schlechte erreichte, vom namenlosen Mörder in Russland, dem schlimmsten noch nicht gefassten Serienkiller auf der Welt, der alte Frauen mordet, aus der reinen Lust, zu töten. Ich habe drei Wochen lang nur aus einem einzigen Grund seine Geschichte recherchiert. Ich wollte wissen, wieso der Mensch beim Morden manchmal diese Lust empfindet. Eine Lust, die so stark ist, dass sie sogar abhängig machen kann.

Das Buch beschreibt den Alltag in Waziristan, wo US-Piloten mit ihren Drohnen töten, ohne jemals die oft viel zu jungen Gesichter ihrer Opfer zu sehen, es erzählt von den 13 Monaten, die der pakistanische Kapitän Ibrahim und seine Mannschaft in somalischer Geiselhaft leben mussten, und schließlich erzählt es von Fatmata in Sierra Leone, einer der tapfersten Frauen, die ich je kennenlernen durfte. Denke ich in meinem Leben an den Schmerz, denke ich an Fatmata.

Die Reihenfolge der Texte ist weder chronologisch noch geografisch geordnet. Die Logik der Abfolge ist eine emotionale. Sie mäandriert an der Schmerzgrenze entlang in der Hoffnung, dass sie nicht überschritten wird, wenigstens nicht zu oft.

Am Ende der Gasse in Raqqa, aus der ich im September 2017 über den Krieg gegen den IS berichte, treffen wir in einem vierstöckigen Wohnblock, in einem höhlenartigen Raum, auf den Jungen, den das Cover dieses Buches zeigt. Ein arabischer Kämpfer, vielleicht 16 Jahre alt, von den Kurden für den Kampf gegen den IS zwangsrekrutiert. Er gehört zu einer kleinen Gruppe von Milizionären, die mit Mühe die letzte Nacht überlebt haben. Die Nacht gehört dem IS, der Tag seinen Gegnern. Wir können nur kurz bleiben, weil es schon dämmt. So weiß ich nur wenig über ihn. Ich weiß noch nicht mal, ob er noch lebt. Aber die Angst in seinen Augen werde ich nie vergessen. In diesem Moment war es auch die meine.





Afghanistan, 2012. Foto: Antonia Zennaro/Zeitenpiegel.

Das Versprechen

Afghanistan, 2011/12

»Denk nicht einmal daran«, sagte der ältere Bruder zu Rafi, als er ihm seinen Plan verriet. »Du bist ein Träumer«, erklärte der Onkel, der Rafi nur mit halbem Ohr zuhörte. Der verrückte Plan eines Kindes, dachte er bei sich. Die Mutter schaute ihrem Sohn lange in die Augen. Mit 17 Jahren ist Rafi ihr Jüngster. »Mein Junge, du wirst uns alle ins Unglück stürzen.«

Der Tag, an dem die Welt in Jabreel, einem Vorort von Herat, Afghanistan, aus ihrer Ordnung bricht, ist der 6. Juli 2011, ein Mittwoch. An diesem Tag entschließen sich Rafi Mohammed und Halima Mohammadi, ihren Plan umzusetzen. Der Plan ist ein denkbar schlichter, und zunächst scheint er aufzugehen.

Halima, deren Familie die Beziehung zu Rafi ablehnt, verlässt am Nachmittag das Haus ihrer älteren Schwester, in der Hand das Handy, das sie ihr gestohlen hat. Die 17-Jährige tritt auf die Straße und wartet auf den Jungen, der zur vereinbarten Uhrzeit mit einem Wagen kommen soll. Doch Rafi verspätet sich. Im Stau der Stadt kommt er nur langsam voran. Sie ruft ihn an, aufgeregt, bald, sagt sie, wird ihre Schwester ihre Abwesenheit bemerken. Halima redet mit viel zu lauter Stimme. So erfahren die Umstehenden von ihrem Plan. Es sind vor allem junge Rikscha-Fahrer, die hier auf Kundschaft warten und nun hören, dass ein Mädchen aus Jabreel ohne Erlaubnis der Familie mit einem Jungen davonlaufen will – noch dazu einem Jungen, der aus einem anderen Viertel kommt.

Als Rafi endlich vorfährt und Halima einsteigt, blockieren plötzlich ein halbes Dutzend Rikschas den Weg. Hunderte aufgebrachter Menschen umringen den Wagen. Hände greifen ins Innere des Toyota, zerren an Rafi, kratzen ihm blutige Wunden, er wehrt sich, doch immer mehr Hände drängen durch die Wagentür, reißen ihn schließlich heraus, in den Staub der Straße. Während sich seine Ohren mit warmem Blut füllen, hört er die Rufe der Menge.

»Hängt sie auf! Tötet sie!«

Fäuste schlagen auf ihn ein, Füße treten ihn, in den Bauch, die Rippen, auf den Kopf. Rafis Nase bricht, die Augen schwellen zu, er windet sich schreiend. Die Masse der Schläger füllt die Straßenkreuzung. »Sie hätten die beiden umgebracht«, erinnert sich später der Polizeikommandeur von Jabreel. Seine Männer sind es, die das Paar schließlich dem Mob entreißen.

Hastig werden Rafi und Halima ins Gebäude der Wache gebracht. Doch die wütende Menge drängt nach. Eine Wand aus Körpern drückt gegen das Metalltor der Polizeistation. Alles gerät binnen Minuten außer Kontrolle. In den Straßen von Jabreel wird jetzt geschossen. Unter die Demonstranten mischen sich auch Soldaten der afghanischen Streitkräfte auf Heimaturlaub, sie schleudern Handgranaten auf die Wache. Längst kämpfen die acht Polizisten, die sich im Gebäude verschanzt haben, nicht mehr nur um das Leben des unglücklichen Paares, sondern auch um das eigene. Als alles vorbei ist, Halima und Rafi knapp mit dem Leben davon gekommen sind, haben Polizisten versehentlich einen 19-jährigen Schüler erschossen. Sie haben Dutzende verhaftet, Dutzende verletzt. Aus den Straßen von Jabreel steigen Rauchsäulen auf.

»Was wird dann aus uns werden?«, hat Halima am Vorabend Rafi am Telefon gefragt, und er hat ihr versprochen: »Es wird alles gut. Irgendwann werden sie uns verzeihen.«

Knapp zwei Jahre lang hatten Rafi und Halima an ihrer Flucht gefeilt, sie in nächtelangen Telefonaten besprochen, darüber gelacht, geweint, verschiedene Varianten diskutiert und wieder verworfen. Beide sind 17 Jahre jung, er ein Tadschike und damit Sunnit, sie eine Hazara und damit Schiitin – Angehörige zweier Ethnien, die seit Jahrzehnten miteinander verfeindet sind. Aber sie haben in sich etwas entdeckt, was sie von fast allen ihren Verwandten unterscheidet, das die meisten Afghanen nie kannten und viele sogar fürchten wie einen bösen Fluch. Die Liebe.

Nie zuvor war Afghanistan in so großer Umwälzung. In immer größeren Bereichen des Alltags lösen sich die alten Werte auf. Die Mobiltelefone machen jeden für jeden erreichbar, über alle Lehmmauern hinweg. Die Leute sehen Filme aus Indien mit ungeheuerlichen Bildern, auf denen Menschen einander küssen, sich zärtlich berühren. Männer und Frauen begegnen sich zu Zehntausenden in den Universitäten und in Fabriken, die an den Stadträndern gebaut werden. Menschen lernen sich kennen, die sich nach den Konventionen nie hätten kennenlernen dürfen. Ein Teil der Jugend definiert sein Lebensglück neu. Den Ehepartner wollen sie selber wählen dürfen, den Beruf oder auch nur die Art, die Haare zu frisieren.

Andere Jugendliche klammern sich an das Althergebrachte, kämpfen gegen den Bruch mit den Traditionen, sie tun es mit Worten, mit Stöcken, mit Messern, mit Gewehren. »Wir erleben gerade ein schockierendes Anwachsen der Gewalt«, klagt Suraya Subhrang, die Sprecherin der Unabhängigen Afghanischen Menschenrechtskommission. Es ist Krieg in Afghanistan, aber nicht nur der gegen die Taliban, von dem die ganze Welt weiß. Ein zweiter, stiller Krieg tobt in den Familien. Die Fronten verlaufen im Privaten und werden selten öffentlich. Ein Ende ist nicht absehbar. Dieser Krieg hat erst begonnen.

»Du hast nicht auf mich gehört«, sagt Rafis älterer Bruder. Die beiden sitzen mit gesenkten Schultern auf dem betonierten Gefängnishof in Herat. Rafi meidet den Blick des Älteren. Er sieht über die Mauerkrone, wo am Himmel Nato-Flugzeuge Kondensstreifen ziehen. »Mutter weint jede Nacht. Sie faucht deine kleinen Schwestern wegen jeder Kleinigkeit an.«

Der Plan, mit dem Rafi und Halima sich die Freiheit erzwingen wollten, hat sie hinter die Mauern der Besserungsanstalt für Jugendliche gebracht. Es ist jetzt Ende Oktober. Vier Monate sind vergangen, seit das Paar in Jabreel vom Mob gestoppt wurde. Dieselben Polizisten, die sie gerettet haben, führten sie später in Handschellen und Fußketten hierher. »Ihr habt das Gesetz gebrochen«, sagten sie ihnen. Die Anklage lautete auf »versuchten vorehelichen Geschlechtsverkehr« nach Paragraf 29 des Strafgesetzbuchs. Rafi und Halima leben seither im selben Gebäude, aber in unterschiedlichen Trakten, nur von einer Wand getrennt. Seit ihrer Festnahme haben sie sich nicht mehr gesehen.

Am Vortag hat das Berufungsgericht in Herat die Haftstrafe für beide von einem halben Jahr auf ein ganzes erhöht. Das Vergehen des Paares sei besonders schwer, da es sich bereits zwei Jahre lang heimlich getroffen habe. »Glaubst du, sie weiß schon davon?«, fragt Rafi seinen Bruder. »Ich habe Angst, wie sie darauf reagieren wird.«

»Es wäre doch das Beste, ich wäre tot«, flüstert Halima im Mädchentrakt, 50 Meter von Rafi entfernt. Sie schaut auf die Spitzen ihrer Finger, die Hände liegen in ihrem Schoß. Heute Morgen hat sie vom Urteil erfahren. »Sie sagen, wir sind Verbrecher. Aber wir sind keine Verbrecher.« Im Zellengang hinter ihr hallt das Brüllen der anderen Mädchen. 34 sind hier mit ihr eingesperrt. Ständig gibt es Streit. Zusammengepfercht auf engstem Raum ziehen sie einander kreischend an den Haaren, schlagen sich ins Gesicht, rangeln mit der Ge-

fängniswärterin. »Huren«, rufen die Wärterinnen. Die meisten Insassinnen haben ähnliche Verbrechen begangen wie Rafi und Halima. Sie haben sich in den Falschen verliebt.

Da ist die 15-Jährige, die einen 50-Jährigen heiraten musste und sich dann in einen gleichaltrigen Jungen verguckte. Eine andere wurde von ihrem Vater dabei erwischt, wie sie Textnachrichten mit einem Freund austauschte. Was den Richtern genügte, um sie für ein Jahr einzusperren. Die Jungs, mit denen die Mädchen Kontakt hatten, sind oft ebenfalls in der Besserungsanstalt, doch unter dem Druck der Familien haben sie sich alle von ihren Freundinnen losgesagt. Alle – bis auf Rafi. Rafi sagt immer noch: »Ich liebe sie, aber sie liebt mich zehnmal mehr.« Das hält Halima am Leben.

Rafi und Halima sahen sich das erste Mal vor über zwei Jahren in einer Eiscremefabrik, in der sie beide arbeiteten.

»Seine Augen«, sagt sie.

»Ihr Witz«, sagt er.

Halima kommt aus einer armen Familie, ihre Mutter starb, da war sie sieben. Das Unglück verbindet sie mit Rafi. Sein Vater ist vor acht Jahren ermordet worden, da war Rafi noch keine zehn. Halimas Vater heiratete erneut, doch die neue Frau verstand sich nicht mit Halima. Sie stritten immerzu. Die Fabrikarbeit befreite Halima regelrecht, sie gab ihr Luft zum Atmen. Viele Fabrikbesitzer in Herat schätzen die Frauen, und auch die Kinder, die sie beschäftigen, weil sich zu den niedrigen Löhnen nicht mehr genügend Männer finden. Herat ist Afghanistans Industriestadt. Die Fertigungshallen wachsen weit in die Wüste am Stadtrand hinein. Motorräder und Traktoren werden hier montiert, Säfte abgefüllt und die Super Cola. »Ich habe die Arbeit gemocht«, sagt Halima.

Und irgendwann, nach vielen Blicken, heimlichem Lächeln, hat sie den entscheidenden Schritt getan. Sie steckte Rafi in einem unbeobachteten Moment einen Zettel mit ihrer Handynummer zu.

Die Tage in der Besserungsanstalt bestehen aus einem ummauerten Nichts. Die Leere ist Programm. Das Gefängnis wird von einer Direktorin geleitet, der die Jugendlichen nicht hart genug bestraft werden. »Wir müssen Unsittlichkeit strenger ahnden, sonst werden die das immer wieder tun.« Das Nichts umgibt Halima, wohin sie schaut. Die Wände sind kahl. Die einzigen Möbel in ihrem Trakt, die Metallregale im Zellengang, sind leer. Der Fernseher im Pausenraum funktioniert nicht. Die Mädchen werden von der alten Wärterin Jontab täglich um vier Uhr morgens geweckt.

Die Wärterin trommelt an die Türen. Sie werden früh in den Tag gezwungen, damit sie umso länger die Eintönigkeit spüren. Nach dem Aufstehen gibt es für viele Stunden nichts zu tun, beten, herumhängen, bloß nicht wieder einschlafen, sonst wirft Jontab ihr Schlüsselbund. Um acht Uhr wird das Frühstück verteilt, Brot und ein Löffel voll Zucker. Im Sommer hatten sie Schulunterricht, doch nun ist der Direktorin das Geld ausgegangen. Von sechs Klassenzimmern ist bloß eines offen, dort lehrt ein Lehrer den Stoff der ersten Grundschulklasse. Halima, die als Einzige ihrer Familie lesen und schreiben kann, hat vor ihrer Zeit im Gefängnis bereits die siebte Klasse besucht. Doch Halima ist glücklich über das bisschen Unterricht. Immerhin etwas, um das Nichts zu füllen.

»Was hat sie gesagt?«, fragt Rafi im Jungentrakt nervös. Er durfte seit vier Monaten nicht mit ihr sprechen. Die Direktorin behauptet, das sei gegen das Gesetz. Er wipelt mit den Füßen. »Liebt sie mich noch? Steht sie noch zu mir?« Die Platzwunden in seinem Gesicht sind verheilt. Fingerbreit wächst ihm Flaum über der Oberlippe. Er spricht in kurzen, abgehackten Sätzen, manchmal verschluckt er vor Aufregung Wörter. »Wir sind so rein wie die Milch unserer Mütter.«

Als sie sich gegenseitig Textnachrichten auf ihre Handys